Die fehlende Figur.

Erzählung von Jacques Landau.

„Ein kühner Zug, Monsieur Goeben, aber verhängnißvoll. Sehen Sie her — ich biete Ihnen Schach, und in vier Zügen sind Sie matt."

Es war thatsächlich so, denn als ich nahe daran war, zu gewinnen, wendete sich durch ein geschicktes Manöver meines freundlichen Gegners die Situation und sicherte ihm dadurch einen leichten Sieg.

Während meines Aufenthaltes in Dinant vor einigen Jahren verbrachte ich manche vergnügte Stunde beim Schachbrett im freundlichen Kampfe mit Pierre Baptiste, dem Concierge der alten Citadelle, deren Zinnen noch heute drohend auf das liebliche Flüßchen Meuse niederblicken.

Es waren merkwürdige, um nicht zu sagen, seltsame Figuren, mit denen Pierre und ich bei diesen Gelegenheiten spielten.

Die weißen Figuren waren aus echtem Elfenbein, herrlich geschnitzt, während die schwarzen Stücke wunderlich geformt und anscheinend früher vergoldet waren.

Diesen letzteren fehlte jedoch eine Figur, und zwar ein Läufer, den der Concierge durch Blei ersetzt hatte.

Ich wollte schon oft meinen Gesellschafter hierüber befragen, und als wir nun das Brett zu einer neuen Partie ordneten, fragte ich ihn, angetrieben durch eine plötzliche Neugierde, wegen des verlorenen Läufers.

Erst zögerte er, dann, sich zu mir wendend, sagte er ernst:

Es sind jetzt ungefähr vierzig Jahre her, Monsieur, als ich mich in das reizendste Mädchen verliebte, das jemals in Frankreich lebte.

Gabrielle Joubert war ein herrliches, anziehendes Geschöpf von bezauberndem Wesen, welches mein Herz sofort eroberte, als ich sie zum ersten Male sah.

Aber ach! Es war ein zu großer Abstand in unseren sozialen Stellungen, denn ich war Korrespondent in einem Handelshause in Orleans, dessen Inhaber Monsieur Joubert — Gabrielles Vater — war.

Unsere Zusammenkünfte jedoch waren dem Letzteren völlig unbekannt, und vielleicht war es gut, so hätte ich doch meine sofortige Entlassung zu gewärtigen gehabt, falls er um unser Geheimniß gewußt hätte.

Eines Morgens wurde mir eine freudige Ueberraschung in Form einer Einladung meines Chefs, in welcher er mich zu einer Partie Schach für denselben Abend in seiner Wohnung einlud. Bemerken möchte ich, daß ich mir in meinen jüngeren Jahren einige Routine im Schachspiel aneignete. Davon hatte ich zu Gabrielle in letzter Zeit gesprochen. Ich nahm daher an, daß ich eigentlich ihr die Einladung zu verdanken hatte; welche List sie jedenfalls ersann, um mich bei ihrem Vater in Gunst zu setzen. Ach, wie ich ihr dafür im Stillen dankte, denn nach dieser unerwarteten Einladung wiederholten sich meine Besuche immer öfter, so daß ich mich schließlich wie zu Hause gehörig zählte.

Auf diese Weise vergingen zwei Jahre. Für mich zwei Jahre angenehmer Arbeit, abwechselnd mit manchem anregenden Kampf im Schachspiel mit Monsieur Joubert und mancher heimlichen Zusammenkunft mit meiner geliebten Gabrielle.

Aber jetzt kam mir täglich und mit immer größerer Angst die Erkenntniß, daß ich über kurz oder lang Joubert werde sagen müssen, daß ich nach der Hand seiner Tochter strebe.

Ah, diese Unterredung! Wie ich sie fürchtete!

Einige Dutzend Mal war ich schon entschlossen, dieselbe herbeizuführen, und immer wieder schob ich sie auf; morgen sagte ich mir — aber der Morgen kam und ging wie zuvor.

Sie lächeln, Monsieur. Natürlich denken Sie, daß durch meine häufigen Besuche im Hause meines Chefs derselbe mir gegenüber immer wohlwollender wurde und mir dadurch mein Vorhaben erleichterte. Aber dem war nicht so. Zwar war er als Gesellschafter von ausgesuchter Höflichkeit; aber sein Interesse bezog sich mehr auf meine Fähigkeiten im Schachspiele, als auf andere Eigenschaften, welche ich besessen haben könnte. Außerdem hatte ich begründete Ursache, anzunehmen, daß er betreffs der Hand seiner Tochter nach viel Höherem strebte. Auch war sie sein einziges Kind, und er liebte sie abgöttisch.

Doch zuletzt kam der Tag — ah wie ich mich dessen erinnere — als ich mit klopfendem Herzen mich Monsieur Joubert näherte, der, vertieft in eine Schachpartie, im Garten saß.

Was ich eigentlich sagte, weiß ich nicht, da sich Alles um mich drehte; aber lange ehe ich fertig war, las ich die Antwort in den Augen meines Gegenübers. — Doch auf das, was nun folgte, war ich nicht vorbereitet.

Als ich fertig war, sagte mir Joubert mit einem Lachen, das mir heute noch in den Ohren tönt:

„Natürlich sind Sie bereit, Alles zu thun, um Ihre Liebe für Gabrielle zu beweisen?"

„Alles," bejahte ich eifrig.

„Eh bien! Sie sollen es durch Ihre Geschicklichkeit hier" — er deutete aus das Schachbrett — „beweisen! Wenn Sie gewinnen, soll Gabrielle die Ihrige sein. Wenn Sie verlieren —" Er zuckte bezeichnend mit den Achseln.

„Sie verhöhnen mich, Monsieur," schrie ich, aufgebracht durch diesen Vorschlag; denn nur zu genau wußte ich, wie das Resultat sein würde.

„Ich gebe Ihnen eine Minute Zeit," sagte er, seine Uhr ziehend.

Eine Minute? Schrecklich! War es möglich, daß er so grausam sein konnte? Ich streifte sein Gesicht. Aber ach, nicht das schwächste Zeichen von Nachgiebigkeit war da zu sehen.

Dann kam mir der Gedanke, daß ich Gabrielle verlieren könnte, dies machte mich wahnsinnig.

Ich flehte ihn an. Ich protestirte. Ich raste. Aber alles vergebens.

Zuletzt setzte ich mich in Verzweiflung nieder.

„Ah! So entschließen Sie sich also um Gabrielle zu spielen?" sagte er. „C'est bien. Elfenbein oder Bronze, Pierre?"

Die Elfenbeinfiguren waren mir am nächsten — und so wählte ich sie. Ich wußte nur zu genau, daß ich nicht gewinnen konnte. So fingen wir denn an.

Es war auf diesem Brett, Monsieur, und mit diesen Steinen, mit denen wir spielten. Ah! jenes Spiel. Niemals vergesse ich es!

Ich hatte mir vorgenommen, das Spiel so lange wie möglich hinzuhalten und waren meine Eröffnungszüge demgemäß so vorsichtig und überlegend wie möglich. Wußte ich doch genau, daß der geringste Fehler von mir sofort die Partie zu meinen Ungunsten beenden würde.

Mein Gegner, dies bemerkend, wollte mich durch allerhand verlockende Stellungen aus meiner Reserve bringen, doch war ich auf meiner Hut.

Endlich um meine Stellung zu schwächen, überließ er mir seine Springer, Läufer und Thürme, aber ich verweigerte sie alle, selbst als ich sie ohne Schaden für mich hätte nehmen können.

Inzwischen wurde meine Position immer stärker, sodaß sie schließlich uneinnehmbar schien, und ich meinem Gegner überall Widerstand bot.

Stunde auf Stunde verrann, aber es war immer noch kein Wechsel in unseren Stellungen eingetreten. Die Sonne verdunkelte sich immer mehr und die Wolken hatten inzwischen eine schwarze Färbung angenommen, unseren Kampf im Freien bedrohend. Nichts destoweniger hielten wir aus — er der Belagerer, ich der Belagerte. Mon dieu! wie er mich bombardirte. Zeitweise dachte ich schon, es sei alles verloren, aber meine Vertheidigung war stark, und seine Angriffe so schrecklich sie auch waren, konnten mir nichts anhaben.

Ob nun meine beharrliche Ruhe meinen Gegner sorglos machte oder nicht, jedenfalls ließ er plötzlich seine Königin unbeschützt. Wie mein Herz pochte. Das war keine List, ich wußte es. Im nächsten Moment hatte ich sie auch schon im Triumph genommen.

Das Unerwartete hatte sich zugetragen und ließ mich auf einen Sieg hoffen, woran ich nie gedacht.

Schnell meine Position ausnutzend, nahm ich meinem Gegner einen Thurm und zwei Springer, und erlitt selbst nur geringen Verlust.

Ma foi! Wie großartig er aber kämpfte! Wie kühl! und wie ein Raubthier zum Sprunge bereit, nur auf eine günstige Gelegenheit wartend.

Jetzt machte ich den Zug — den ersten einer Serie, welche ihn vollständig besiegen sollte.

Gabrielle war nun mein.

Mit einem tiefen Seufzer lehnte ich mich zurück.

Wie drückend die Luft war.

Der Sturm würde sicherlich bald ausbrechen, noch bevor unsere Partie zu Ende kam.

Wie langsam er jetzt zog.

Ich blickte ihn heimlich an.

Doch plötzlich sah ich ein unheilvolles Lächeln um seine Lippen. Ich fühlte mein Herz stürmisch pochen.

Nochmals ließ ich meine Augen über das Brett gleiten, um mich von meiner Position zu überzeugen. Was hatte ich gethan? Was hatte ich gethan?

In meiner anscheinend uneinnehmbaren Stellung entdeckte ich plötzlich einen Fehler — einen Fehler, welcher, wenn von meinem Gegner entdeckt, mich unfehlbar die Partie verlieren lassen mußte.

Für tausende von zufälligen Zuschauern wäre dies unbemerkt geblieben. Aber für ihn — Ah!

Würde er ihn sehen? Hatte er ihn schon gesehen? Warum zog er nicht? Als diese Fragen mein Gehirn durchzuckten, hatte er bereits den Läufer, mit dem er den verhängnißvollen Zug machen wollte, aufgenommen.

Ein Schreckensruf entfuhr mir.

Während einiger Augenblicke, die mir Jahrtausende dünkten, spielte er mit der Figur. Ich war einer Ohnmacht nahe. Ich versuchte mich zu erheben, aber umsonst.

Endlich blickte er auf und lächelte ingrimmig.

„Sie können Gabrielle Adieu sagen."

Dies waren seine letzten Worte.

Kaum waren dieselben seinen Lippen entflohen, als ein blendender Blitzstrahl herniederfuhr. Einen Augenblick spiegelte er sich an der Spitze der Bronze-Figur und die Hand, welche sie hielt, zuckte krampfhaft. Die Figur flog durch die Luft wie von einer Schleuder getrieben und Monsieur Joubert fiel auf das Schachbrett, die Figuren nach allen Seiten werfend. Er war todt! . . ."

Der Concierge hielt inne und eine Zeit lang waren wir Beide still.

„Das ist die Geschichte der fehlenden Figur," sagte er.

„Und Gabrielle?" fragte ich.

„Ach, Monsieur, es war ein furchtbarer Schlag für das arme Mädchen, aber sie überlebte ihn.

Ein Jahr später heiratheten wir uns, und obgleich uns manche schwere Unglücksfälle trafen, sind wir doch immer in unserer gegenseitigen Liebe glücklich gewesen."

„Lump".

Novellette von Gerhard Walter.

Er hieß mit Namen „Lump". Diese anmuthige Benennung war ihm im Regiment geworden. Er war nämlich früher Kompagniehund gewesen und später in den Besitz eines jungen Leutnants übergegangen, der ihn von dem Sergeanten, der sich die Herrenrechte über das Thier zusprach, für eine Flasche Kognak und vier Seidel Kulmbacher erworben hatte. Dieser Leutnant ging einstmals aus seiner früheren Garnison auf Urlaub ins elterliche Pfarrhaus, und wie er zwei Tage zu Hause war, da kam eines Morgens auf einem Ackerwagen eine Lattenkiste vor dasselbe gefahren, in der saß ein mittelgroßer, schwarzer, unförmlicher Köter, der plötzlich, als er des Leutnants ansichtig wurde, in ein gurgelndes Geheul ausbrach, und gegen die Wände seines engen Kerkers anstobte, um, endlich befreit, in den wahnsinnigsten Freudensprüngen einen grotesken Indianertanz um seinen Herrn herum aufzuführen. Sämmtliche Hundekenner des Dorfes, denen er im Laufe der nächsten Tage vorgestellt wurde, erklärten sich für unfähig, eine bestimmte Rasse zu benennen, der „Lump" angehören könne. Am meisten Anerkennung fand noch die Behauptung seines Herrn in der Garnison sei er als Bastard von Kanarienvogel und saurer Gurke bezeichnet worden.

Schön war er nicht, der „Lump". Aber doch ein seltenes Thier. Abgesehen von einigen kleinen Kunststückchen, die sein Herr ihm beigebracht hatte, gewann er bald aller Herzen im Pfarrhaus durch seine maßlose Gutmüthigkeit, mit der er sich alles gefallen ließ, und das tiefe treue Hundegemüth, das er allmälich offenbarte; und „Lump" fing an, im Hause eine Rolle zu spielen. Auch das nahm für ihn ein, daß er, als sein Herr wieder abgereist war, betreten und traurig im Hause umherging, von keinem etwas wissen wollte und zuletzt unter dem Bett des Leutnants gefunden wurde. — Mit seiner militärischen Vergangenheit war's nun vorbei. Er hatte eine Civilanstellung gefunden, „mit dem Recht, seine alte Uniform weiterzutragen." Und er hielt darauf, daß sie immer sauber war; besonders der weiße Latz auf der breiten Brust, der ihm einmal zu einer eigenthümlichen Verkennung seiner Stellung verhoben hatte in der allerersten Zeit seiner Civilstellung im Pfarrhause. Die alte kurzsichtige Gartenfrau ging am Sonntagmorgen, wie der Pastor schon in der Kirche war, vorbei und erzählte nachher, sie hätte den im Fenster mit den Vorderpfoten stehenden Hund mit seinem schwarzen Fell und dem weißen Bliß für den Herrn Pfarrer in Talar mit Bäffchen gehalten, und dann fügte sie hinzu: „Il verfiert' mit doch so gräsig, as hei einmal anfung tau bellen!"

Eine sehr innige Freundschaft entspann sich besonders zwischen der alten Mutter des Pfarrers und dem „Lump". Er wußte genau die Zeit, wenn die alte Frau nach ihrem Morgenkaffee klingelte, und stürzte dann polternd die Treppe hinauf, um seinen Antheil an ihrer Milch und ihrem Brötchen zu requiriren. Und dann lag da ein schwarzes, weiches Schaffell, dies hielt er offen für sein unbeschränktes Eigenthum. Aber er war auch dankbar. Als es mit der alten Frau zum Sterben ging, da wich er nicht von ihrem Bett, auch nicht in der Nacht, als sie gestorben war; und nachher noch stand er lange Zeit an jedem Morgen traurig vor der Thür und sah sie an. Damals wurde im Familienrath beschlossen: „Lump soll der Einzige bleiben und nie einen Nachfolger bekommen, weil er gar nicht zu ersetzen ist!"

Nach dem Tode der alten Frau hatte er es verstanden, sich eine andere Spezialfreundin zu erwerben: das war die jüngste Tochter des Hauses Fräulein Dagmar. Das Verhältniß zwischen ihnen ließ an Innigkeit bald gar nichts zu wünschen übrig, und es hieß oft: Wenn Dagmar heirathet, dann bekommt sie den Lump als Aussteuer mit. — Zunächst aber ging Fräulein Dagmar, ein sehr reizendes Mädel, eines Tages auf die Reise, auf Monate oder für den ganzen Sommer. Und während dieser Zeit geschah nun etwas überaus Trauriges: „Lump" war eines Tages verschwunden — und kam nicht wieder! Und die Erklärung dafür lag leider sehr nah. Er galt dafür, auf Grund seiner massiven Natur ein sehr wohlgenährter Hund zu sein, und die „kleinen Leute" selbiger Gegend hatten die üble Gewohnheit, Hunde dieser Art zu schlachten und zu verspeisen. Da war es denn durchaus gegeben, daß man dachte, der brave, treue wachsame „Lump" sei auch diesen Weg eines ganz unnatürlichen Todes gegangen, und dem Mörder, wenn er entdeckt werden sollte, furchtbare Rache geschworen. Aber er wurde nicht entdeckt, und Fräulein Dagmar weinte in der Fremde heiße Thränen um das „liebe, gute, einzige Thier." Aber auch hier weckte die Klage den Todten nicht auf! —

Als Fräulein Dagmar zurückkam in Herbstanfang, da brach der Schmerz um den Lump noch einmal hervor. — Und er fehlte auch wirklich überall. Und ein Nachfolger war ihm nicht gegeben worden. Einige Kleinbürger des Dorfes, die besonders im Verruf standen, Hundebraten zu schätzen, wagten sich schon gar nicht mehr in Fräulein Dagmars Nähe; so blitzten die blauen Augen des Mädchens sie zornig an, wenn sie sie nur von ferne sah, diese muthmaßlichen lebendigen Gräber des geliebten „Lump".

Und doch hatter er noch eine Mission zu erfüllen, dieser selbige „Lump".

Nicht weit entfernt von dem Pfarr-Dorfe lag die Kreis-Stadt, selten und ungern von den Pfarrersleuten besucht. Es wurde da viel geklatscht und der Ton war nicht der beste. Da fühlten sie sich schon wohler auf ihrem idyllischen Dorfe und kauften nur gelegentlich in der Großstadt ihren Bedarf ein. Aber eines Tages im Spätherbst war Fräulein Dagmar doch die anderthalb Stunden bis zum bewußten Pfahlbürger-Städtchen gefahren, um eine bekannte junge Dame zu besuchen, die sie zu Mittag eingeladen hatte. Es war ein naßkalter Novembertag, als sie in Dinner-Toilette der Wohnung des Fräuleins auf dem schmalen Bürgersteige zuschritt. An einer besonders unbequemen Stelle nahm sie das Kleid sorgsam zusammen, um es nicht an den Rädern eines dort haltenden Milchfuhrwerkes zu beschmutzen. Aber als sie daran vorbeiging, sorgsam die Steine aussuchend, auf die sie treten konnte, hörte sie plötzlich neben sich einen sonderbaren, durch Mark und Bein gehenden Ton, der die Mitte zwischen Bellen, Brüllen und Heulen hielt: sie schaute sich um, und sah, wie der eine der vor den Wagen gespannten Hunde, ein jämmerliches abgetriebenes, von unten bis obenhin schmutziges, schwarzes Thier, in den Seilen umhersprang und dabei die jammervollsten Töne von sich gab.

Und im selben Augenblick lag sie, die sonst so ängstlich Eigene, auch schon mitten in all' dem unsauberen Wasser auf den Knieen, ihres neuen Kleides ganz ungedenk, und hatte die Arme um den winselnden, vor Freude zitternden und wie toll sich geberdenden Hund geschlungen und rief in tiefem Herzenston: „Mein lieber, alter, guter Lump! Da bist du ja! Aber wie kommst du denn blos hierher?"

Da trat der Milchmann aus der Hausthür.

„Nandu, wat sall denn dat bedüden?" fragte er, erstaunt auf die Gruppe blickend.

Da sprang Fräulein Dagmar auf; ihre Wangen glühten vor Zorn und ihre Augen blitzten ordentlich. „Wie kommen Sie zu dem Hunde?" rief sie dem Manne mit der Milchkanne zu.

„Geiht dat Sei wat an?" fragte er und stieß mit dem Fuß nach dem aufheulenden Lump. „Dat is min Hund, un ick frag Sei, wat dat sall, dat Sei sich hier so heben un insmeren? Hüh, vorwärts!"

Der Hund aber saß da mit weit aus dem Halse hängender Zunge und keuchte, aber rührte sich nicht.

„Das ist mein Hund, und Sie haben ihn mir gestohlen!" rief das Fräulein laut. „Und Sie geben ihn mir wieder her! Oder es geht Ihnen schlecht!"

Die Schule war gerade aus und eine Schaar von Schulkindern sammelte sich um die Streitenden.

Der Milchmann mochte kein sehr gutes Gewissen haben mit Bezug auf den Erwerb des Hundes. Er griff nach der Leine und wollte die Hunde mit einem Fluch antreiben. Aber Dagmar wich nicht.

„Geben Sie den Hund her — oder ich laufe zur Polizei! Ich gebe Ihnen einen Thaler zu — wollen Sie?"

„Dat is 'n sehr edlen Hund von feinste Rasse und treckt för drei!" entgegnete der Milchmann; „zu billig."

„Ein sehr edler Hund und feinste Rasse!" sagte Dagmar unter Thränen lächelnd, und strich das struppige Fell des Thieres; aber dann sah sie den Räuber wieder mit entschlossen leuchtenden Augen an: „Einen Thaler — oder die Polizei?"

Da siegte der Thaler. Der schmutzige, hinkende, verprügelte Lump wurde aus den Seilen gespannt. Dann aber tauchte die Gestalt des Polizeisergeanten in einiger Nähe auf; und der befreite Lump sprang, so gut er's noch konnte, johlend und heulend an seiner jungen Herrin empor in maßloser Freude. Er war gerettet! Aber auch von ihm konnte es heißen wie von dem Räuber Roller: „Du bist theuer bezahlt!" Das schöne neue Kleid erholte sich nie wieder zu seinem vollen Glanz. Aber Dagmar nahm die Schelte am Abend ruhig hin, als sie daheim war. In dieser Nacht lag der gerettete, gewaschene und satt gefütterte Hund wieder vor ihrem Bett auf seinem angestammten schwarzen Schaffell von der todten Großmutter und leckte sich behaglich die wunden Pfoten.

Ein halbes Jahr später kam ein stattlicher Herr auf die Pfarre gefahren. Der hatte an jenem Tage der Errettung des Lump neben ihr am Tisch der Freundin gesessen. Einige Zeit darauf hatte er seinen Besuch auf der Pfarre gemacht, und im Winter hatten sie einigemale zusammen getanzt. Es war der Amtsrichter der guten Stadt. Heute kam er, um Dagmar anzuhalten. Und das liebliche Kind sagte ja.

Am Abend saßen sie allein unter dem blühenden Flieder im Garten. Lump saß zu ihren Füßen.

„Sag' mir, Franz," fragte das Mädchen, das seinen Arm umspannt hielt, „darf der Lump mit?"

Er sah ihr in die Augen. „Ja, Dagmar! Er ist an allem schuld! Als Du damals als junge Heldin um den struppigen Köter strittest mit dem Milchmann, da stand ich über Euch an meinem Fenster; und Du gefiehlst mir: tapfer, treu und innig, so hatte ich mir meine Frau gedacht, und rücksichtslos in ihrer Liebe! So sei mein! — Ich sagte Dir nichts davon bei Tisch."

Sie hing an seinem Halse. Lump wedelte heftig mit dem Schwanz.

Friedrich Wilhelm IV. in Neuchatel.

Man schreibt aus Bern: Es war im Jahre 1842, als sich Friedrich Wilhelm der Vierte entschloß, den Besuch, den er längst seiner „treuen Provinz" Neuenburg und Valangin versprochen, auszuführen. In Galakutschen durchfuhren der König und die Königin mit Gefolge das Land und besuchten die Ortschaften längs dem reizenden See. In Neuenburg logirte der König in dem großen Gebäude, das noch heute unter dem Namen „Hotel de Pourtales" bekannt ist. Nach Neuenburg bereitete Valangin, der alte Marktflecken, den königlichen Besuchern einen enthusiastischen Empfang. Man drückte sich beinahe in den Straßen und schrie sich heiser mit immerwährenden Hochrufen. Vom Augenblicke an, wo die Gäste unter einem Triumphbogen beim alten Schloß den Boden Valangins betraten, donnerten die Geschützsalven der Artillerie ohne Unterbrechung zu Ehren des ruhmreichen Tages. Und so war es überall. Allenthalben herrschte ein unbeschreiblicher Enthusiasmus. 6 Jahre später, am 1. Mai 1848, war das preußische Königthum in Neuenburg durch die Republik ersetzt worden. In Verbindung mit dem königlichen Besuch werden im Neuenburgischen heute noch eine Reihe von Anekdoten erzählt. Eine davon wird jetzt in der Neuenburger Zeitung „Suisse liberale" mitgetheilt. „Das Königspaar kam auch in die am See gelegene Gemeinde B. Junge, weißgekleidete Mädchen überreichten der Königin Blumen, während die Kirchenältesten dem König Ehrenwein kredenzten. Der König trank, lächelte und sagte: „Vorzüglicher Wein!" Der Doyen der Kirchenältesten, fühlte sich nun seinerseits verpflichtet, dem Fürsten mit einer Liebenswürdigkeit zu antworten, und demgemäß sagte er gehobenen Tones: „Ja, Majestät, aber wir haben noch viel besseren!" Worauf der König, dem es, wie man weiß, nicht an geistreichen Einfällen mangelte, mit verbindlichem Lächeln erwiderte: „Wirklich? Das ist recht, Herr Kirchenältester, daß Sie sich den besseren Wein auch für eine bessere Gelegenheit aufheben!"

Devot.

Serenissimus: „Miserable Geschichte, wieder vorbei getroffen."

Förster: „Daran ist nur das gute Herz schuld. Hoheit können ja keinem Thiere etwas zu Leide thun."

Abwarten.

Kellner: „Die Gäst' beschweren sich über das Essen. Es ist zu wenig Salz dran."

Wirth: „Sollen's halt warten, bis die Rechnung kommt."

Ein Schwerfälliger.

A.: „Sie sind ein ganz trauriger Lump."

B.: „Ach, wollen Sie nicht so gut sein, mir zu sagen, ob das eine Beleidigung sein soll?"

Gemüthlich.

Geschäftsreisender: „Brauchen sich die Hemdsärmel nicht aufzurollen, mein Lieber, heute komme ich nur kassiren!"

Hausknecht: „Dann werden Sie erst recht hinausgeschmissen."

Höfliche Erkundigung.

Leibarzt (sich beim Kammerdiener nach dem Schlaf des etwas unpäßlichen Fürsten erkundigend): „Können Sie mir sagen, ob Hoheit ruhig zu ruhen geruhten?"

Dann allerdings.

„Nun, Herr Bürgermeister, weshalb so in Gedanken versunken?"

„Ach, wissen Sie, mir geht fortwährend der Central-Bahnhof im Kopf herum, der hierher verlegt werden soll."

Ein Zweifler.

„Ich sage Dir, wie mich die Schöne ansah, mit schmelzendem Blick, es lag eine ganze Welt in ihren Augen."

„Du Aufschneider, wie ich Dich kenne, ist höchstens die Hälfte davon wahr."

Ueberflüssige Aufregung.

Gast: „Das ist aber doch ganz unerhört, Herr Wirth, unter den vier Eiern, die Sie mir hier vorsetzten, befinden sich drei faule!"

Wirth: „Aber ist Ihnen das denn so was Ungewohntes? Ich denke, Sie sind Schauspieler?"

Aus der Schule.

Lehrer: „Wie heißt also der germanische Kriegsgott, Ernst?"

Ernst: „Donner!"

Lehrer: „Richtig, und sein Weib?"

Ernst (rasch): „Doria!"

Die höhere Tochter.

Mutter: „Emilie, wasche mir doch ein wenig die Kartoffeln ab."

Tochter (aus der Pension zurückgekehrt): „Soll ich ordinäre Seife dazu nehmen oder unsere Toilettenseife?"

Mißverständniß.

Der Arzt ertappt einen seiner Patienten dabei, wie derselbe den verordneten Leberthran warm genießt. Auf die Frage, wer ihm diesen Rath ertheilt, antwortete der Kranke: „Da steht's ja auf der Etikette der Flasche: Von Aerzten warm empfohlen."

Interessante Unterbrechung.

Der Sekundärbahnzug hält in voller Fahrt plötzlich an. „Schaffner, was ist denn passirt?"

„Rechts nausgucken, meine Herrschaften — grad vorm „Rothen Ochsen" raukt der Hausknecht mit en Roßhändler — mer sein bloß gespannt, wer fertig wird."

Schlechter Handel.

„Ich hab' da a Kreuzotter gefangen, da giebts doch drei Mark für!"

Amtmann: „Gewiß — wo hast denn die gefangen?"

„Auf'n Herrn Amtmann seine Wiese!"

Amtmann: „Ja, da ist das Betreten bei fünf Mark Strafe verboten, da mußt noch zwei Mark zuzahlen!"

Gelungene Ausrede.

Arzt: „Sie haben also immer noch die Schmerzen in der linken Seite — machen Sie kalte Abreibungen."

Patient: „Aber, Herr Doktor, Sie haben mir doch neulich gesagt, ich solle mich vor allem Kalten hüten?"

„Ja — das war neulich — hä — hm, die Wissenschaft hat seitdem enorme Fortschritte gemacht."

Durch die Blume.

Vater (der einem Maler längere Zeit zusieht): „Watt moken Se egentlich mit de Biller?"

Maler: „Die verkauft man an Leute, die ihre Freude daran haben."

Bauer: „Und wenn sich nu so een nicht findt?"

Maler: „Dann hänge ich sie in meine Stube!"

Bauer (nach einigem Nachdenken): „Na, dann mögen Se aber de Stup vull Biller hebben."

Durchschaut.

Student (zu seiner Erbtante, die ein sehr zähes Leben hat): „Liebe Tante, ich freue mich riesig, im Herbst mache ich meinen Doktor!"

Tante: „Na, mein Hausarzt wirst Du nicht!"

Frühreif.

Lehrer: „Sag' mal, Karl, hat der Mensch einen freien Willen?"

Schüler: „Solange er nicht verheirathet ist."

Unverfroren.

Herr: „Ich denke, Sie sind blind?"

Bettler: „Ach, lieber Herr, die Zeiten sind so schwer und die Konkurrenz so groß, daß sogar die Blinden die Augen aufmachen müssen, wenn sie sich durchschlagen wollen."

Aha!

„Aber wie geht denn das zu, Elly, daß Du Dich so plötzlich mit dem Assessor verlobt hast, Du sagtest kürzlich noch zu mir, Du könntest ihn gar nicht leiden."

„Ja, ich wußte doch nicht, daß er mich heirathen wollte."

Familiär.

Frau (zum Stubenmädchen): „Warum stauben Sie denn die Stühle nicht ab?"

Dienstmädchen: „Wozu, es kommt doch ohnehin nie Jemand zu uns!"

Aus der Kinderstube.

Emil (der mit seinem jüngeren Bruder Kaufmann spielt): „Du, Karl, ich habe jetzt keine Zeit mehr zu spielen, weißt Du was — jetzt machen wir Bankerott."

Das genügt.

A.: „Meine zukünftige Frau muß zwar auch schön sein, vor allem aber gescheidt."

B.: „Keineswegs, meine Frau muß gar nichts, als schön sein; gescheidt bin ich."

Gut herausgeredet.

Gast: „Herr Ober, was haben Sie mir denn da für Kaffee gebracht, der ist ja ganz schal?"

Kellner: „Der Herr bestellten doch eine Schale Kaffee."

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „Soldat Fischer, sagen Sie mal, was ist Terrain?"

(Fischer sieht sich im Kreise um und schweigt.)

Unteroffizier: „Sie Esel! Läuft der Kerl den ganzen Tag drin herum und weiß nicht, was Terrain ist! Na, jetzt werden Sie es wohl wissen?"

Soldat Fischer (triumphirend): „Herr Unteroffizier, a Paar Stiebel!"

Reciprocität.

„Du, der Meyer ist doch ein gemeiner Kerl! Thut sich zuvor überall dick damit, daß er seiner Frau zu Weihnachten eine golden Uhr geschenkt, und jetzt trägt er sie selbst."

„Na, seine Frau erzählt dafür überall, daß sie ihrem Manne ein paar Hosen geschenkt, und dabei weiß Jeder, daß sie selbst die Hosen trägt."